

Die Warenförmigkeit von Care: Ein Emanzipationsangebot? Oder: Vom heimlichen Charme der Betriebsökonomie

Soiland, Tove

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Soiland, T. (2017). Die Warenförmigkeit von Care: Ein Emanzipationsangebot? Oder: Vom heimlichen Charme der Betriebsökonomie. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 37(145), 13-29. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-69324-1>

Nutzungsbedingungen:

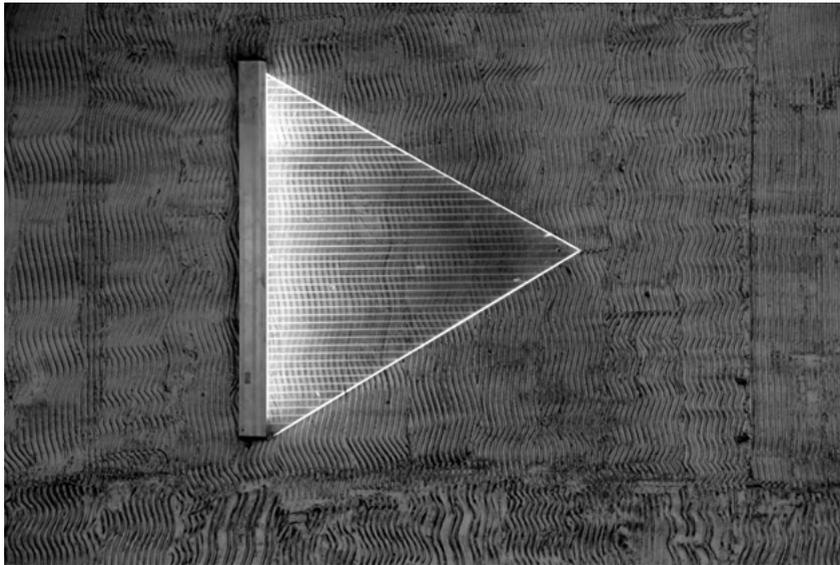
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Tove Soiland

Die Warenförmigkeit von Care – ein Emanzipationsangebot? Oder: Vom heimlichen Charme der Betriebsökonomie

Einleitung: Eine Vignette

Als Inhaberin der Klara-Marie-Faßbinder-Gastprofessur stehe ich für eine Fachrichtung, die sich Frauen- und Geschlechterforschung nennt.¹ Der eine oder, wohl eher vereinzelt, die andere mag sich fragen, was eine solche Fachrichtung an einer Hochschule macht, die sich auf Management, Marketing und Consulting, kurz auf Betriebsökonomie sowie Sozial- und Gesundheitswesen spezialisiert hat. Die Vertreterinnen von Letzterem, des Fachbereichs IV, werden mir zustimmen: Es muss etwas mit Geschlecht zu tun haben, denn bei ihnen hat es vor allem Frauen.² Da wird auch der Modulverantwortliche für Personalmanagement des Fachbereichs II nicht hintanstehen wollen: Auch er findet es eine Verschwendung von Humanressourcen, wenn Frauen nur wegen ihrer Kinder dem Arbeitsmarkt fernbleiben. Daher sei in seiner Abteilung auch ein Helpdesk für *Life-Work-Balance* eingerichtet worden. Auch sei er sehr dafür, dass man nun endlich gezielt gegen den

-
- 1 Der vorliegende Beitrag ist die leicht überarbeitete Fassung meiner Antrittsvorlesung im Rahmen der internationalen und interdisziplinären Klara Marie Faßbinder-Gastprofessur für Frauen- und Geschlechterforschung im Wintersemester 2016/17 an der Hochschule Ludwigshafen im Fachbereich IV: Soziale Arbeit und Gesundheitswesen. Ich danke dem Land Rheinland-Pfalz, der LaKoF Rheinland-Pfalz und der Hochschule Ludwigshafen für die Vergabe der Gast-Professur. Mein ganz besonderer Dank gilt Prof. Dr. Ellen Bareis, Barbara Weiler und Prof. Dr. Elke Raum, die mit ihrem großen Einsatz diese Gastprofessur und mir damit einen sowohl inhaltlich wie kollegial unvergesslichen Aufenthalt ermöglicht haben.
 - 2 An der Hochschule Ludwigshafen sind die betriebsökonomischen Fachrichtungen den Fachbereichen I-III zugeordnet, die am Hauptstandort stehen, Soziale Arbeit und Gesundheitswesen dem Fachbereich IV, der an einem eigenen Standort untergebracht ist.

leidigen *Gender pay gap* vorgehe; an seiner Abteilung gebe es dazu auch schon ein Pilotprojekt „Lohntransparenz“, das sich der Maxime „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ verschrieben habe. Im Übrigen kümmere sich seine Frau ganz rührend um ihre Schwiegermutter und sie werde dabei auch tatkräftig von Alenka, ihrer polnischen Hilfe, unterstützt. Das alles seien in der Tat zentrale Themen. Er habe lediglich eine Frage: Brauche es dazu wirklich eine ganze Professur?

So oder ähnlich wird das Gespräch verlaufen sein, das ich mir mangels konkreter Einblicke ausgemalt habe, um mir ein Bild davon zu machen, was mich an der Hochschule Ludwigshafen in etwa erwarten könnte. Die Vertreterin von Abteilung IV und der Manager sind sich nämlich bald einmal einig geworden, an jenem Mittagessen, an dem dieses Gespräch vermutlich stattgefunden hat, indem sie darin übereinkamen: Machen wir aus Care-Arbeiten einen Job wie jeden andern und wir haben die leidige Geschlechterhierarchie überwunden!

Nun war es in der Tat ein zentrales Anliegen der Zweiten Frauenbewegung, nicht nur Frauen von der Gratisarbeit zuhause zu entlasten, sondern ihnen im selben Zug auch Zugang zum Arbeitsmarkt zu eröffnen. Heute wissen wir, dass die Zweite Frauenbewegung zwar dieses Ziel, Frauen aus der Abhängigkeit von einem männlichen Ernährer zu befreien, erreicht hat: aus unentgeltlicher Sorge-Arbeit zuhause wurden tatsächlich Jobs. Dies ging aber paradoxerweise nicht mit einer realen Gleichstellung, sondern mit der Entstehung eines Niedriglohnssektors im Care-Bereich einher, in dem dieselben Frauen, nun zwar befreit, aber hochgradig prekariert, wiederzufinden sind. Ein letztes Mal wird der Fachbereichsleiter von *Management, Controlling und Health Care* einwenden, dass doch gerade dafür der Fachbereich IV eingerichtet worden sei: Die zunehmende Professionalisierung in den Berufen der Sozialwirtschaft werde auch aus diesen leistungsstarke, wettbewerbsfähige Dienstleistungen machen, die sich nicht nur auf dem Markt bewähren, sondern durch ihre gesteigerte Effizienz auch steigende Löhne garantieren könnten ...

Nun, auch hier müssen wir im Rückblick auf die Geschichte der Professionalisierung, die in der Sozialen Arbeit seit rund vierzig Jahren und in den Gesundheitsberufen forciert seit den 1990ern vorangetrieben wird, feststellen, dass dem offenbar nicht so ist. So zeigt Linda McDowell für England, wie seit den 1950ern das kontinuierliche Ausweiten personenbezogener Dienstleistungen mit einem gleichzeitig ebenso kontinuierlichen Absinken des Lohnniveaus einherging, was zur Entstehung eines Niedriglohnssektors geführt hat, in welchem mit großer Mehrheit Frauen arbeiten (2009: 38f). Für die Soziale Arbeit in Deutschland stellen Dahme und Wohlfahrt fest, dass die Löhne seit Beginn der 2000er Jahre kontinuierlich sinken (2007: 24/32): Laut Mikrozensus 2010 erreichen weit

über die Hälfte der Beschäftigten in der Sozialen Arbeit, wiederum mehrheitlich Frauen, kein Einkommen über 1500.- Euro pro Monat (Nodes/Wohlfahrt 2012: 122-124).

„Das Dienen gibt der Emanzipation der Frauen ein Rätsel auf“, schreibt Geneviève Fraisse 2009 im Vorwort zur Neuauflage ihres in den 1970er Jahren erschienen, damals viel beachteten Buches *Service ou servitude. Essai sur les femmes toutes mains* (2009: 12-14).³ Sie reagiert damit auf genau diesen Umstand, dass die Hoffnung der Frauen, aus dem „Dienen einen Job wie jeden andern zu machen“ und damit die Hierarchie zwischen den Geschlechtern zu überwinden, offenbar enttäuscht worden sei. Warum das so ist, warum mit andern Worten trotz modernster Managementmethoden aus dem Care-Sektor gerade kein Hochleistungssektor mit entsprechendem Ansehen und Löhnen geworden ist und warum sich dort Frauen ebenso beharrlich wiederfinden, wie es ein Niedriglohnssektor bleibt, dies zu verstehen ist das Anliegen dieses Beitrages.

Das in meiner fiktiven Fallvignette zum Ausdruck Gebrachte soll dabei als Leitplanke dienen, etwas ins Blickfeld zu bekommen, das ebenso ungreifbar wie in unserem Berufsalltag omnipräsent ist: Nennen wir es eine Art Modernisierungs-*Common sense*, zu dem die meisten von uns weder eindeutig ja, aber eben auch nicht einfach nein gesagt haben und das sich als eine Art ökonomisches Tribunal manifestiert, vor dem wir uns permanent zu rechtfertigen haben, ohne dass so klar würde, wer es eigentlich vertritt.

1. Welche Ökonomie? Feministische Einwände

Michel Foucault hat darauf hingewiesen, dass das wichtigste Kennzeichen gegenwärtiger Regierungsrationalität, die wir als Neoliberalismus bezeichnen, in einer Verallgemeinerung der ökonomischen Form des Marktes besteht, und zwar in dem Sinn, dass diese Form gerade „jenseits der monetären Tauschhandlungen als Prinzip der Verständlichkeit, als Prinzip der Deutung sozialer Beziehungen und individueller Verhaltensweisen“ dient (Foucault 2004: 336). In der Weiterführung des ordoliberalen Gedankengutes durch den amerikanischen Neoliberalismus geht es darum, dieses Marktprinzip „im ganzen Gesellschaftskörper und im ganzen Sozialsystem, das sich gewöhnlich nicht durch monetäre Tauschhandlungen vollzieht“, zu verallgemeinern.

³ Heißt in etwa: in etwa: Dienstleistung oder Dienen. Ein Essay über die Dienstmädchen

„Das bedeutet, dass die Analyse in Begriffen der Marktwirtschaft, oder anders gesagt: in Begriffen von Angebot und Nachfrage als Schema dienen wird, dass man auf nicht-wirtschaftliche Bereiche anwenden kann. Und aufgrund dieses Analyse-schemas, dieses Rasters der Verständlichkeit wird man in den nicht-wirtschaftlichen Prozessen, in den nicht-wirtschaftlichen Beziehungen, in den nicht-wirtschaftlichen Verhaltensweisen eine Reihe von verstehbaren Beziehungen sichtbar machen können, die andernfalls nicht auf diese Weise erschienen wären – eine Art ökonomischer Analyse des Nicht-Ökonomischen“ (Foucault 2004: 336f).

Damit wird verständlich, warum in dieser Sichtweise auch die Sozialwirtschaft, also Sorge- resp. Care-Arbeit, keinen Sonderplatz einnehmen kann. Wenn, wie Foucault einen frühen Vertreter der Neoklassik zitiert, „die Ökonomie die Wissenschaft des menschlichen Verhaltens ist“ (ebd., 310), wird dieses „Raster der Verständlichkeit“ jedes menschliche Verhalten in Begriffen von Angebot und Nachfrage überführen können.

Nun werde ich nicht argumentieren, dass diese Ausweitung des Marktprinzips unethisch ist. Dass es also unethisch wäre, mit ökonomischen Kriterien an Dinge wie Pflege, Kinder und sozial Randständige heranzugehen, was man natürlich könnte. Ich werde argumentieren, dass dies nicht unbedingt ökonomisch ist. Was wir nämlich allgemein als Ökonomisierung des Sozialen bezeichnen, hat sehr viel weniger mit einer Ökonomisierung als vielmehr mit einer systematischen Ausblendung makroökonomischer Zusammenhänge zu tun. So stellt die Umstellung auf marktliche Steuerungsmechanismen im Care-Bereich, also auch dort, wo kein Markt existiert, eine bewusste Abstraktion von makroökonomischen Zusammenhängen dar, insofern Quasimärkte und künstliche Wettbewerbe diese Rahmenbedingungen lediglich simulieren. Insofern damit das Sozialmanagement systematisch von realen Rahmenbedingungen abstrahiert, lässt es gesamtwirtschaftliche Problemlagen als auf betrieblicher Ebene lösbar erscheinen. Wir haben es also nicht mit einer Ökonomisierung zu tun, sondern mit einer Reduktion von Ökonomie auf Betriebswirtschaftslehre. Und diese Reduktion ist das Problem.

Denn diese makroökonomischen Rahmenbedingungen wären zentral, um zu verstehen, warum der Care-Sektor, wenn er unter den gegebenen makroökonomischen Bedingungen lohnförmig organisiert werden soll, zwangsläufig ein Niedriglohnsektor bleiben muss. Es geht also nicht darum, Ökonomie als solche abzulehnen, sondern darum, sich gegen eine bestimmte Reduktion dessen, was Ökonomie und ökonomisches Denken sei, zur Wehr zu setzen. Was ich von der Feministischen Ökonomie und hier insbesondere von der Mascha Madörin gelernt habe, ist, dass Feministische Ökonomie primär Makroökonomie sein muss (Madörin 2017: 32f). Dabei geht es nicht nur darum, die volkswirtschaftlich gesehen

große Bedeutung der unbezahlten Care-Arbeit zu betonen. Mit dem Begriff der Care-Ökonomie⁴ sucht Madörin darüber hinaus, das Wechselverhältnis zwischen bezahlter und unbezahlter Care-Arbeit zu erfassen, um damit die Möglichkeit bereitzustellen, diese sowohl von den ökonomischen Dynamiken wie von den Größenordnungen her mit dem übrigen Teil der Wirtschaft in Beziehung zu setzen (2014, S. 179-181; 2017, S. 36-39). Keine Volkswirtschaft einer weitentwickelten westlichen Gesellschaft ist heute zu verstehen, ohne diesem Wechselverhältnis zwischen dem Care-Sektor mit seiner ökonomischen Eigenlogik und dem übrigen Teil der Wirtschaft Rechnung zu tragen.

Wenn ich also aus einer feministischen Perspektive über ökonomische Fragen spreche, so bearbeite ich kein Spezialgebiet und auch sonst keine speziellen „Frauenfragen“ – z.B., warum Frauen *par tout* so unvernünftig sind, dass sie, zumindest der Mehrheit nach, lieber keine Karriere machen wollen –, sondern ich spreche von makroökonomischen Zusammenhängen und den zentralen Dynamiken, wie sie in allen weitentwickelten westlichen Gesellschaften heute anzutreffen sind. So betrachtet kann man, zumindest was fortgeschrittene Nationalökonomien betrifft, heute ohne eine solche feministische Perspektive nicht mehr sinnvoll über Ökonomie sprechen, weil man eine ihrer zentralen Dynamiken nicht versteht.

2. Die Krise des Fordismus und ihre Bedeutung für die Care-Arbeit

Um zu verstehen, warum es gerade der Care Sektor ist, der heute einer starken Prekarisierung ausgesetzt ist, sind wirtschaftsgeschichtliche Überlegungen notwendig. Ich möchte dazu auf einige Überlegungen der Regulationsschule zurückgreifen, die Mitte der 1970er Jahre mit dem Anliegen entstand, jenen historischen Umbruch in der kapitalistischen Akkumulationsweise theoretisch zu erfassen, der heute allgemein als Übergang vom Fordismus zum Postfordismus bezeichnet wird (Hirsch/Roth 1986: 10-45). Die Regulationsschule geht somit davon aus, dass man nicht ahistorisch von *dem* Kapitalismus sprechen kann, sondern dass verschiedene Epochen des Kapitalismus zu unterscheiden sind. Diese Aussage hat besondere Relevanz für die Weise der Reproduktion: Mit den historisch je unterschiedlichen Akkumulationsweisen gehen immer auch je andere Formen der Reproduktion einher, und es ist davon auszugehen, dass gerade in der Weise, wie Menschen sich reproduzieren (müssen), gegenwärtig die größten Umbrüche

⁴ Der Care-Begriff löst in gewisser Weise den älteren Reproduktionsbegriff marxistisch-feministischer Ansätze ab, da in der Care-Ökonomie explizit auch die bezahlte Care-Arbeit enthalten ist.

stattfinden (Chorus 2007a: 44-100). Um die Bedeutung der Fordismuskrise für diese Transformation zu verstehen, müssen wir uns zunächst die ökonomischen Gründe für diese Krise vor Augen führen.

Historisch gesehen hat der Kapitalismus seine Profite mit den Mitteln der Produktivitätssteigerung erzielt. Das ist der Grund, warum die kapitalistische Produktionsweise tatsächlich den Lebensstandard für einen Großteil der Bevölkerung anheben konnte. Produktivitätssteigerung heißt, dass mittels technischer Innovationen oder der Rationalisierung von Arbeitsabläufen die Produktion der Stückzahl pro Zeiteinheit erhöht wird. So ist die Prosperitätsphase des Fordismus im Wesentlichen darauf zurückzuführen, dass durch den Taylorismus und weitere technische Innovationen die Güter des täglichen Bedarfs immer billiger wurden. Die damit einhergehende immense Ausdehnung des Produktionsvolumens stand am Beginn jenes historischen Kompromisses zwischen Kapital und Arbeiterschaft, die der Fordismus prägte: Steigende Profitraten ermöglichten es den Unternehmen, gute Löhne zu zahlen, was wiederum die Arbeiterschaft dazu befähigte, die Güter, die so produziert wurden, auch tatsächlich zu kaufen und damit die Nachfrage zu sichern (Dörre 2009: 46-54).

Genau diese historische Gleichung ist in der Krise des Fordismus Mitte der 1970er Jahre zusammengebrochen. Ein Hauptgrund dafür waren die seit den 1960er Jahren sich verlangsamenden Produktivitätszuwächse und in der Folge das Sinken der Profitraten (Hirsch/Roth 1986: 78-82). Was wir heute als Neoliberalismus bezeichnen, ist als Reaktion auf diese Krise der Versuch, die Produktivitätszuwächse mit anderen Mitteln wieder herzustellen: dem generellen Absenken des Lohnniveaus, der Brechung der Macht der Gewerkschaften und im Gegenzug das Angebot neuer Formen der Arbeitsorganisation, die weniger auf Hierarchie denn auf Selbstorganisation beruhen (Dörre 2009: 57-68). Für uns zentral ist, dass mit diesen Restrukturierungen in erster Linie auch ein Abkommen vom Modell des männlichen Ernährers verbunden war – eine ökonomische Notwendigkeit, die sich gleichzeitig aber auch mit einer Forderung der Frauenbewegung verband.

Ein Effekt dieser so gewollten, gleichzeitig aber auch erzwungenen Erhöhung der Erwerbstätigkeit von Frauen war, dass damit ein Teil der vormals von ihnen gratis verrichteten Arbeit in die Lohnförmigkeit überging. Dieser Umstand ist deshalb so zentral, weil dies eine ganz neue ökonomische Dynamik ins Spiel bringt: Mit der immensen Ausweitung bezahlter Care-Arbeit und damit der Entstehung eines bedeutsamen Care-Sektors wächst heute jener Anteil an der Lohnarbeit laufend, der für das Bestreben der Kapitaleigner, Profite mittels Produktivitätssteigerung zu generieren, wenig interessant ist. Denn genau diese Möglichkeit zur Produktivitätssteigerung ist allen Arbeiten des Care-Sektors

nur sehr begrenzt gegeben: Weder wachsen und entwickeln sich Kinder mittels technischer Innovationen schneller noch kann das Zuhören oder gar Verstehen einer Klientin mit der Rationalisierung der Arbeitsabläufe wesentlich effizienter gestaltet werden. Was für die Güter der Güterproduktion und der allgemeinen Dienstleistung stimmt, gilt, wie Mascha Madörin (2007: 148-153; 2011: 57-63) betont, aufgrund der Eigenlogik personenorientierter Dienstleistungen für die Dienstleistungen des Care-Sektors nicht. Rasante Gewinne werden hier wegen der diesen Dienstleistungen anhaftenden Eigenart, als Produkt keine technisch herzustellende Ware, sondern ein Element von Intersubjektivität oder Beziehung anzubieten, nie zu erzielen sein.

Ökonomisch gesehen lässt sich deshalb sagen, dass das fordistische Arrangement des Ernährermodells mit der Hausfrau diese sogenannte wertschöpfungsschwachen Arbeiten aus dem Bereich der Produktion und Lohnarbeit fernhalten konnte (Chorus 2007a: 49/54/57f). Die fordistische Produktionsweise war *deshalb* eine Prosperitätsphase, weil die Produktion hier zu einem wesentlichen Teil *Industrie*produktion war. So betrachte hat sich aber das Problem, zu dessen Lösung der neoliberale Umbau beitragen wollte, durch diese 'Lösung' weiter zugespitzt: Durch die Ausweitung jenes Sektors, der nur wenige Möglichkeiten zur Produktivitätssteigerung hat, verschärft sich genau jenes Problem der sinkenden Produktivitätsraten gesamtwirtschaftlich, das am Ursprung der Fordismuskrise stand. Chorus spricht deshalb in diesem Zusammenhang von einem „doppelten Produktivitätsdilemma“ (2007b: 209ff; 2007a: 64-68).

Wir sind damit heute vermutlich in einer für die kapitalistische Produktionsweise historisch völlig neuen Situation: Der Anteil an der Realwirtschaft, der für die private Kapitalverwertung gute Profitmöglichkeiten bereithält, schrumpft im Verhältnis zu jenem Teil, in dem dies nicht wirklich funktioniert, laufend. Linda McDowell (2009: 37) und Mascha Madörin (2007: 146f) berechnen für England und die Schweiz, dass dieser Anteil heute ca. 30% des Bruttoinlandsproduktes ausmacht. Verschärft wird diese Tendenz dadurch, dass der Care-Sektor in weitentwickelten westlichen Gesellschaften neben den Finanz- und allgemeinen Dienstleistungen gegenwärtig das größte Wirtschaftswachstum aufweist. Die von Unternehmensseite oftmals erzwungenen staatlichen Programme zur Restrukturierung des Care-Sektors, wie sie als neoliberale Restrukturierungen in allen europäischen Wohlfahrtsstaaten in Erscheinung treten, müssen deshalb wesentlich auch als Antworten auf dieses Dilemma verstanden werden. So betrachtet ist es nicht zufällig, dass neoliberale Programme heute vorrangig in diesem Bereich, das heißt, im wertschöpfungsschwachen Bereich der personenorientierten Dienstleistungen intervenieren: Der Care-Sektor ist deshalb zu einem

ökonomisch hochbrisanten *Battleground* geworden, weil er am zentralsten die privatwirtschaftlichen Profitinteressen tangiert.

Jedenfalls kann hier und damit genau in jenem Bereich, wo heute mehrheitlich Frauen erwerbstätig sind, die goldene Regel des historischen Klassenkompromisses – die Gleichzeitigkeit von steigenden Profiten *und* guten Löhnen – nicht länger greifen. Woran es uns heute fehlt, sind nicht Handys und Kühlschränke, die mit den Mitteln der Produktivitätssteigerung billiger hergestellt werden können. Woran es uns fehlt, ist die Zeit, die Großmutter zu besuchen oder gar umfassend für ihre Pflege aufzukommen, wenn sie diese braucht. Aber es fehlt auch das Geld, sich diese Dienste am Markt zu kaufen. Der Mangel liegt heute also, anders als in der Zeit des Fordismus, nicht mehr im Bereich der Güter des täglichen Bedarfs, sondern im Bereich jener Dienstleistungen, die mit den Mitteln der Produktivitätssteigerung nur sehr bedingt profitabler oder billiger gemacht werden können.

Dieses Divergieren der Produktivitäten zwischen wertschöpfungsstarken und wertschöpfungsschwachen Sektoren ist ein Phänomen, das in allen weitentwickelten Gesellschaften als Effekt des technologischen Fortschrittes zwangsläufig auftritt (Baumol 2012: xvii-xix, 22-32).⁵ Rein privatwirtschaftlich organisiert muss der wertschöpfungsschwache Sektor zwangsläufig ein Niedriglohnsektor bleiben. Nur wenn wirtschaftspolitische Maßnahmen diesem Problem der „divergierenden Produktivitäten“ Rechnung tragen, indem sie den Care-Sektor mit ausreichenden finanziellen Ressourcen ausstatten, kann verhindert werden, dass der Care-Sektor ein Niedriglohnsektor bleibt (Madörin 2011: 57, 61-63; 2017, S. 46-52). Die als neoliberal bezeichneten Reformen tragen aber genau diesem Umstand keine Rechnung, sondern geben vor, ihn als Problem mangelnder Effizienz behandeln zu können. Faktisch gesehen handelt sich bei der so angestoßenen Ökonomisierung des Sozialen aber nicht um eine Effizienzsteigerung, sondern um eine Externalisierung von Kosten. Es sind letztlich Reformen, die es der Privatwirtschaft ermöglichen, sich der tendenziell immer teurer werdenden Reproduktionskosten teilweise zu entledigen, ohne dass dies sichtbar wird.

5 Wertschöpfungsschwach werden all jene Branchen genannt, deren Arbeiten wenig Möglichkeiten zur Produktivitätssteigerung haben. Die Produktivität ist ein Quotient, der die Produktion pro Zeiteinheit misst. Wertschöpfungsstarke Branchen sind demnach solche, die starke Produktivitätszuwächse verzeichnen wie z.B. die IT-Branche. Die Wertschöpfung ist der Umsatz abzüglich aller Vorleistungen. Die Wertschöpfung aller privater Unternehmen und aller anderer Betriebe zusammengerechnet ergibt das BIP eines Nationalstaates (Strahm 2010: 128-132). Allgemeine Dienstleistungen (z.B. Finanzwesen, Versicherungen) sind im Allgemeinen auch wertschöpfungsstark, weil dort Produktivitätssteigerungen möglich sind.

3. Ein historisch neuer Widerspruch

Während es also historisch gesehen dem Kapitalismus möglich war, die Reproduktionskosten durch technische Innovationen zu senken, ist dies heute nicht mehr möglich, weil ein zunehmend größerer Teil der Reproduktionskosten aus diesen wertschöpfungsschwachen personenbezogenen Dienstleistungen besteht, die tendenziell nicht billiger, sondern teurer werden. Ich meine deshalb, dass die gegenwärtigen Sozialstaatsreformen nur vor dem Hintergrund dieser ökonomischen Dynamiken verstanden werden können und so betrachtet als Reaktion auf die zwangsläufige, von der neoliberalen Doktrin maßgeblich selbst mitangestoßene, Ausweitung des wertschöpfungsschwachen Sektors zu werten sind.

Dies erklärt auch, warum heute nicht alle Erwerbstätigen unter Druck geraten, sondern vorrangig diejenigen, die in irgendeiner Weise im Care-Sektor, bezahlt wie unbezahlt, tätig sind. Der neue Widerspruch verläuft heute folglich nicht mehr generell zwischen Kapital und Arbeit, sondern zwischen den im wertschöpfungsschwachen und den im wertschöpfungsstarken Sektor Beschäftigten, indem die Care-Arbeiter_innen mit ihrem Lohn, der mehrheitlich unter ihrem eigenen Reproduktionsniveau liegt, dafür sorgen, dass der Rest der Bevölkerung nicht den größten Teil seines Lohnes für diese Dienstleistungen ausgeben muss. Damit Menschen im wertschöpfungsstarken Sektor hochproduktiv arbeiten können, sind sie in großem Umfang auf bezahlte wie unbezahlte Care-Arbeit angewiesen, für die sie ökonomisch gesehen nicht in vollem Umfang aufkommen. So betrachtet kann man sagen, dass der Care-Sektor den Hochleistungssektor „subventioniert“, nicht umgekehrt!

Ich habe andernorts ausgeführt (Soiland 2016: 204-208; 2017), dass diese Subventionierung auch eine Form von „Neuer Landnahme“ oder „primitiver Akkumulation“ darstellt, jener anderen Form von Enteignung also, die nicht in der von Marx beschriebenen Mehrwertakkumulation aufgeht. An dieser Stelle beschäftigt mich eine andere Frage. Ich möchte verstehen, wie diese verstecktere Form von Ausbeutung sich akzeptabel macht. Anders formuliert: Warum tritt dieses Dilemma der divergierenden Produktivitäten nicht als solches in Erscheinung, sondern als, etwas überspitzt formuliert, Problem mangelnder Professionalisierung von Krankenschwestern, Kleinkinderbetreuerinnen oder Sozialarbeitenden? Bei dieser Frage leitet mich die Annahme, dass wir es heute mit einer neuen ideologischen Konstellation zu tun haben, in der die Warenförmigkeit von Care insofern eine zentrale Rolle spielt, als sie als Modernisierungsangebot eine Art formverwandelter Patriarchat darstellt, das nach wie vor Frauen negativ tangiert, ohne jedoch als *backlash* adäquat verstanden zu sein. Vielmehr stellt es

als Professionalisierung ein Angebot für Frauen dar, sich von ihrer angestammten Tätigkeit zu emanzipieren.

4. Die Warenförmigkeit von Care als Regierungstechnologie

Zunächst wird vor dem Hintergrund des bisher Gesagten verständlich, warum gegenwärtige Sozialpolitiken vorrangig Geschlechterpolitiken sind. Allerdings sind dies gerade keine Geschlechterpolitiken mehr, die sich an traditionellen Geschlechterleitbildern orientierten. Das heutige Geschlechterregime regiert über ein komplexes Ineinandergreifen einer vor allem auf junge Frauen und ihre Förderung gerichteten Politik und einer De-Thematisierung von Geschlecht, die unter dem Deckmantel der Chancengleichheit den gesamten Reproduktionsbereich neu organisiert. Ich bezeichne diesen Umbau deshalb als heimliches Strukturanpassungsprogramm für den Bereich der sozialen und individuellen Reproduktion, weil die gegenwärtigen Restrukturierungen alle darauf zielen, eine Warenförmigkeit von Care herzustellen oder sie in einem komplexen Wechselspiel mit der unbezahlten Arbeit zurück in die privaten Haushalte zu verschieben. Dies so zu formulieren macht deutlich, dass es bei dieser Warenförmigkeit nicht einfach oder jedenfalls nicht ausschließlich um die Frage der Privatisierung und des damit verbundenen Sozialabbaus geht. Denn paradoxerweise ist es heute der Staat selbst, der zum vorrangigen Promotor der Warenförmigkeit von Care geworden ist, indem er unabhängig von allen Privatisierungsbestrebungen im Rahmen des *New Public Management* Quasimärkte und künstliche Wettbewerbe auch dort einführt, wo kein Markt ist – im Care-Sektor.

Es ist deshalb zentral zu sehen, dass es sich bei der Einführung dieser Instrumente über die eigentlichen Sparmaßnahmen hinaus um eine neue Form politischer Steuerung handelt (Dahme/Wohlfahrt 2012: 12ff). Während nämlich Kommerzialisierungsbestrebungen und die damit verbundenen Sparmaßnahmen sowohl in der Öffentlichkeit wie bei den Arbeitenden selbst auf Ablehnung oder zumindest Widerstand stoßen, findet die mit der marktähnlichen Steuerung einhergehende Warenform sehr viel mehr Akzeptanz, weil sich mit diesen Instrumenten in mehr oder weniger diffuser Weise eine Vorstellung von Modernisierung verbindet.

Wettbewerbliche Steuerungsformen erweisen sich als modern, weil sie nicht länger über Normen operieren, sondern über scheinbar rein prozedurale Verfahren. Indem marktliche Steuerungsinstrumente von den Anbietern verlangen, ihre Leistung als klar definiertes Produkt zu designen, stellen sie nicht nur Transparenz und damit Vergleichbarkeit her, sondern sorgen auch dafür, das sich das Produkt mit dem besten Preis-Leistungsverhältnis durchsetzen kann. Und dies erscheint

auf den ersten Blick gerecht. Es bedient damit auch ein altes Misstrauen gegenüber den Ungerechtigkeiten staatsbürokratischer Strukturen, wo nicht die Leistung, sondern informelle Netzwerke zählen (Harris/Unwin 2009: 13f/24f). Die Vorstellung ist hier also leitend, dass das durch die Nachfrage gesteuerte Marktprinzip, selbst dann, wenn es künstlich induziert ist, sowohl zu einem effizienteren Einsatz der Mittel wie gleichzeitig zu einer Optimierung der Qualität führt (Binswanger 2010: 44-51). Gegen eine so induzierte permanente Optimierung können wir kaum etwas einwenden. Zudem legt ein klar definiertes Produkt die Vorstellung einer rationalen Handhabbarkeit nahe und weist damit einen Weg aus den Unwegsamkeiten zwischenmenschlicher Beziehungen, die allen Care-Arbeiten anhaften. In durchaus ambivalenter Weise scheint die Umwandlung einer Tätigkeit: *to care* in ein klar definiertes Produkt namens *Care*, das in der Folge als Ware angeboten werden kann, für Frauen ein Angebot darzustellen, aus ihrem angestammten Platz zwischenmenschlicher Verstrickungen einen (angeblich) professionellen Ausgang zu finden. Und dies ist der Punkt, an dem die feministische Hoffnung sich mit dem Management verbindet.

Nun könnte man kritisch zurückfragen, was eigentlich dagegen einzuwenden ist. Können wir allen Ernstes gegen Transparenz und Optimierung sein? Müssen nicht auch im Care-Sektor Tätige Wirtschaftlichkeit, eine unternehmerische Haltung und Effizienz auf ihr Banner schreiben? Gewiss. Doch wiederum stellt sich die Frage, was Wirtschaftlichkeit im Care-Sektor eigentlich ist bzw. ob diese von den Instrumenten des Sozialmanagements tatsächlich gewährleistet werden kann. Denn diese Instrumente entstammen allesamt der Güterproduktion.

So waren es tatsächlich Ingenieure der Flugzeugfertigungsindustrie, die in den 1960er Jahren in den USA die DRGs entwickelt hatten, und zwar zuhause in den öffentlichen Krankenhäusern, die für ihre *Medicare*-Leistungen – dem staatlichen Versorgungssystem für chronisch Kranke und ältere Personen – ein Abrechnungssystem wollten, das ihre Leistungen gegenüber den Kostenträgern klar ausweisen und damit legitimieren könnte (Samuel et al. 2004: 256-259). Die Wirtschaftsingenieure konzipierten dabei die Leistungen eines Krankenhauses bewusst als „Produkt“, da eine solche Konzeption die Vergleichbarkeit der Leistungen gewährleisten und die Krankenhäuser damit vom Vorwurf der Ineffizienz oder Willkür entlasten konnte. Diese Vorstellung eines „Produktes“ steckt im Kern jeder Fallpauschale und liegt somit dem gesamten prospektiven Abrechnungssystem zugrunde. DRGs, also Fallpauschalen, wie sie auch in Deutschland seit 2003 als offizielles Abrechnungssystem für Krankenhäuser eingeführt wurden, können deshalb als Prototyp aller prospektiven Abrechnungssysteme betrachtet werden, wie sie heute Standard im gesamten Care-Sektor sind. Diese

Umstellung auf prospektive Abrechnungsverfahren ist keine reine Formalität, sondern hat gravierende Auswirkungen für die Leistungsträger, insofern darin nicht mehr die real erbrachten Arbeitsleistungen in Rechnung gestellt werden können, sondern lediglich ein „kohärentes Produkt“, das sich, wie im Falle der DRGs, über die Verknüpfung eines homogenen „Ressourcenkonsum-Profiles“ mit einer Diagnose, der „klinischen Kohärenz“, definiert.⁶ Dabei wird bewusst davon abstrahiert, dass der „Ressourcenkonsum“ von Fall zu Fall nicht nur sehr unterschiedlich sein kann, sondern vor allem auch, dass die Wirkung seines Einsatzes, also das eigentliche „Produkt“, nicht definitiv vorhersagbar ist. Was für die Güterproduktion zutrifft, dass ein Produkt klar angebbare Eigenschaften hat, die sich somit vergleichen lassen, ist für Care-Dienstleistungen gerade nicht der Fall, insofern es sich hierbei zwangsläufig um fiktive „Produkte“ handelt. Es ist deshalb alles andere als klar, dass, was für die Güterproduktion sachdienlich ist, tatsächlich auch für den Care-Sektor eine Errungenschaft darstellt. Ich will dies anhand des Qualitätsbegriffs, wie er sich gegenwärtig als Qualitätsmanagement im Care-Sektor durchsetzt, erläutern.

Es ist eines der Hauptargumente der Feministischen Ökonomie, dass care-ökonomische Tätigkeiten im Unterschied zur Güterproduktion sich dadurch auszeichnen, dass die aufgebrachte Zeit ein integraler Bestandteil der Qualität der erbrachten Leistung ist (Madörin 2010: 281-283; Baumol 2011: 23). Genau dies ist bei einem Produkt der Güterproduktion nicht der Fall. Es gibt jedoch einen zweiten, noch gravierenderen Unterschied. Ob eine Pflegefachperson eine Blutabnahme bei einer verunfallten Sportlerin oder bei einem an Altersdemenz leidenden bettlägerigen Mann vornimmt, ist ein großer Unterschied und erfordert nicht beide Male dieselbe Tätigkeit. Im prospektiven Abrechnungssystem erscheint es aber immer als dieselbe Position. Kurz: Die Variabilität ist hier – anders als in der Güterproduktion – gerade Ausdruck der Qualität und nicht deren Minderung.

Dies verweist auf das schwierige Problem einer stillschweigenden, aber fundamentalen Neuauslegung dessen, was Qualität meint. Was in der Güterproduktion stimmt, dass statistische Abweichungen auf ein Qualitätsdefizit verweisen, stimmt für die Leistungen des Care-Sektors gerade nicht, weil die personenbezogenen Dienstleistungen es mit einer zumindest statistisch nicht einholbaren Komplexität zu tun haben resp. ihre Qualität sich gerade daraus definiert, dieser Komplexität individuell, von Fall zu Fall, gerecht zu werden. Die Variabilität wäre hier also ein Merkmal von Qualität. Doch genau dies wird unter dem Zeichen eines

6 Samuel et al. 2004: 260. Daraus ergibt sich der Name *Diagnostic related groups* (DRG).

Qualitätsmanagements, das aus der Güterproduktion stammt, in sein Gegenteil verkehrt, indem nunmehr die Variabilität als eine Abweichung von einem „professionellen Standard“ erscheint.⁷ Das Terrain des professionellen Handelns wird damit fundamental umgestaltet und auf eine sachfremde Logik kalibriert (Samuel et al. 2004: 252).

Es ist dieser Umstand, der Mascha Madörin von einer anderen ökonomischen Logik oder einer ökonomischen Eigenlogik des Care-Sektors sprechen lässt (2010: 85f). In Anlehnung an Susan Donath fordert sie deshalb, dass man nicht von einer einzigen ökonomischen Rationalität ausgehen kann, sondern dass man zwei unterschiedliche ökonomische Logiken unterscheiden muss (Donath 2014). So betrachtet kann man sagen, dass es sich bei der Anwendung des New Managements oder der Übertragung seiner Instrumente auf soziale Einrichtungen um den – letztlich vergeblichen – Versuch handelt, die personenbezogenen Dienstleistungen an die Logik der Güterproduktion, und damit an eine sachfremde Logik und gerade nicht an eine Ökonomisierung anzupassen. Es geht also nicht darum, dass Care-Arbeiterinnen partout nicht wirtschaftlich denken wollen oder dass es ihnen an einer unternehmerischen Haltung fehlt. Vielmehr ist, was wirtschaftlich ist, aus der Sicht der Care-Ökonomie etwas anderes als in der Perspektive der Güterproduktion und der allgemeinen Dienstleistungen.

Dies verweist auf den Punkt, dass „professionelle Einschätzung“ im Zuge der Restrukturierung des Care-Sektors eine fundamentale Neuausrichtung erfährt, indem diese Einschätzung, der immer etwas Subjektives und damit Unkalkulierbares anhaftet, auf eine völlig neue Logik eines „professionellen Standards“ umgestellt wird (Samuel et al. 2004: 256-258). Genau dies scheint mir auch der Punkt zu sein, wo das feministische Anliegen, Care-Berufe vom Stigma des „typischen Frauenberufs“ zu befreien, sich in einer Art aufgeklärten Entfremdung auf diese neue Logik hin öffnete, indem der reine Formalismus dieser Management-Instrumente als Angebot wahrgenommen wird, sich von den nun als unprofessionell wahrgenommenen, angeblich „weiblichen Skills“ zu distanzieren.

So beschreibt Eva Maria Krampe für die Pflege, wie der Diskurs der Professionalisierung „gegen das in der Pflegepraxis diagnostizierte emotionale, intuitive Handeln und die diffusen, kaum beschreibbaren Tätigkeiten“ „rationale messbare und transparente Arbeitsabläufe“ etablieren wollte, in denen die „Erfüllung pflegerischer Aufgaben nicht auf Intuition gründen“ sollte, sondern auf wissenschaft-

7 Dies ist auch das Hauptproblem von Evidenz-basierter Praxis, die an der Einführung dieses Qualitätsbegriffs zentralen Anteil hat. Vgl. dazu für die Soziale Arbeit Ziegler (2006); Harris/Unwin (2009: 13-20).

licher Erkenntnis und ökonomischen Prinzipien. Die Anrufung wirtschaftlicher Rationalität als Gegenpol zur diffusen „weiblichen“ Arbeitsweise mache verstehbar, so fasst Krampe ihre Ergebnisse zusammen, warum die Professionalisierung zu einer „faktischen Unterstützung der Einführung marktwirtschaftlicher Prinzipien“ werden konnte (2014: 186f).

So betrachtet stellen die Restrukturierungen im Care-Sektor der letzten 40 Jahre ein Angebot zur Versachlichung und Handhabbarkeit für die ‚leidigen‘ zwischenmenschlichen Belange und deren Unwegsamkeiten dar, mit denen Frauen aus historischen Gründen verknüpft sind, indem sie aus diesen zunächst eine „normale“ Dienstleistung und dann ein Produkt zu machen versprechen, das sich auf einem Markt behaupten kann. Dass darin alles, was nicht formalisierbar ist oder in Standards abgebildet werden kann, auf der Strecke blieb – und damit in gewisser Weise der Kern der Care-Arbeit selbst –, nahmen die Fürsprecherinnen dieses Prozesses nicht nur in Kauf, sondern verbanden damit die Hoffnung, die den typisch „weiblichen“ Berufen anhaftenden Stigmata wie „Intuition, Emotionalität und Irrationalität“ und die damit einhergehende Entwertung abwehren zu können.

Es muss jedoch betont werden, dass die hier beschriebenen Probleme keinesfalls dem Umstand der Bezahlung geschuldet sind. Sie sind vielmehr die Folge künstlich hergestellter Knappheit, die sich politischer Entscheidungen verdankt. Genau diese Rahmenbedingungen jedoch werden in einer so verstandenen Professionalisierung systematisch ausgeblendet, indem die Managementinstrumente in ihrer Mikrozentriertheit strukturelle Zwänge so übersetzen, dass sie individuell handhabbar erscheinen. Und es ist dieses Element der Handhabbarkeit, das sich mit dem an sich schon schwer zu durchschauenden emanzipatorischen Angebot verknüpft, das der Neoliberalismus in einer verwickelten Kombination von Modernisierung und Enteignung Frauen macht.

5. Ein Lehrstuhl für Feministische Ökonomie an der HLU

Klara Marie Fassbinder war sich als Frauenrechtlerin und Friedensaktivistin bewusst, dass es nicht einfach darum gehen kann, Frauen in das bestehende System zu integrieren. Dass die Stimme der Frauen das System selbst verändern muss, war in ihrem Fall, dem Fall von Krieg und Frieden, evident. Heute ist dies nicht anders. Um in meinem Bild vom Beginn meines Vortrages zu bleiben: Streng genommen müssten die wirtschaftlichen Konzepte und das ökonomische Wissen heute von Fachbereich IV ausgehen. Und damit wende ich mich explizit an die Vertreter_innen dieses Fachbereichs, die Lehrenden und die zukünftig im Care-

Sektor Tätigen: Treten Sie mit dem Bewusstsein auf, dass Sie nicht einfach ein Anhängsel der Wirtschaft sind, sondern im Zentrum des gegenwärtigen ökonomischen Geschehens oder jedenfalls an einem der volkswirtschaftlich gesehen zentralsten Knotenpunkte gegenwärtiger Nationalökonomien stehen. Nicht nur tragen Sie mit Ihren zu tiefen Löhnen und der an Ihnen haften gebliebenen unentgeltlichen Sorgearbeit dazu bei, dass ein immer kleiner werdender Teil der Wirtschaft hochproduktiv arbeiten kann, sondern Sie verfügen mit Ihrer Praxis auch über ein ökonomisches Wissen, dessen es dringend bedürfte, um zu verstehen, welche Dynamiken weitentwickelten Ökonomien wie der unsrigen heute zu schaffen machen und dass die bisher angewendeten Mittel diese nicht wirklich bewältigen können.

Wenn Sie mich also nach den internationalen Impulsen fragen, die von der Frauen- und Geschlechterforschung für eine Wirtschaftshochschule ausgehen sollen, so kann ich Ihnen nur antworten, dass man den Transfer von Konzepten umkehren muss: Die Konzepte der von der Feministischen Ökonomie so bezeichneten „Anderen Wirtschaft“ müssten die Impulsgeberin einer neuen Volkswirtschaftslehre sein, die die Probleme heutiger Ökonomien auch tatsächlich angehen könnte.

Literatur

- Binswanger, Mathias 2012: Sinnlose Wettbewerbe. Warum wir immer mehr Unsinn produzieren. Freiburg/Breisgau
- Baumol, William J. 2012: The Cost Disease. Why Computers Get Cheaper and Health Care Doesn't. Yale University Press.
- Chorus, Silke 2007a: Ökonomie und Geschlecht? Regulationstheorie und Geschlechterverhältnisse im Fordismus und Postfordismus. VDM Verlag.
- 2007b: Who Cares? Kapitalismus, Geschlechterverhältnisse und Frauenarbeit. Regulationstheoretische Sekorkorrekturen. In: Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 25, Nr. 2, 202- 216.
- Dahme, Heinz-Jürgen/Wohlfahrt, Norbert 2007: Vom Korporatismus zur Strategischen Allianz von Sozialstaat und Sozialwirtschaft: Neue 'Sozialpartnerschaft' auf Kosten der Beschäftigten: In: Dahme, Heinz-Jürgen/Trube, Achim/Wohlfahrt, Norbert (Hg.): Arbeit im sozialen Diensten: Flexibel und schlecht bezahlt? Zur aktuellen Entwicklung der Beschäftigungsbedingungen im Sozialsektor (= Soziale Arbeit Aktuell Bd. 7). Baltmannsweiler, 22-34
- 2012: Produktionsbedingungen Sozialer Arbeit in nationaler und internationaler Perspektive. In: Dahme, Heinz-Jürgen/Wohlfahrt, Norbert (Hg.): Produktionsbedingungen Sozialer Arbeit in Europa (= Soziale Arbeit Aktuell Bd. 19). Baltmannsweiler, 7-32
- Donath, Susan 2001: The Other Economy. A Suggestion for a Distinctively Feminist Economics. In: Feminist Economics, vol. 6, no. 1, 115-123, (dt. Übersetzung in: Bi-

- schel, Iris et al. 2014: Kritik des kritischen Denkens (= Denknetz Jahrbuch 2014). Zürich, 167-177)
- Dörre, Klaus 2009: Die neue Landnahme. Dynamiken und Grenzen des Finanzmarktkapitalismus. In: Dörre, Klaus/Lessenich, Stephan/Rosa, Hartmut: Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte. Frankfurt/M, 21-86.
- Foucault, Michel, 2004: Geschichte der Gouvernementalität Bd. II: Die Geburt der Biopolitik. Frankfurt/M
- Fraisse, Geneviève 2009: Service ou servitude. Essay sur les femmes toutes mains. Paris.
- Harris, John/Unwin, Peter 2009: Performance Management in Modernised Social Work. In: Harris, John/White, Vicky (eds.): Modernising Social Work. Critical considerations. Bristol, 9-30
- Hirsch, Joachim/Roth, Roland 1986: Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus. Hamburg.
- Krampe, Eva Maria 2014: Professionalisierung der Pflege im Kontext der Ökonomisierung In: Manzei, Alexandra/Schmiede, Ruedi (Hg.): 20 Jahre Wettbewerb im Gesundheitswesen. Theoretische und empirische Analysen zur Ökonomisierung von Medizin und Pflege. Wiesbaden, 179-198
- McDowell, Linda 2009: The Rise of the Service Economy. In: dies: Working Bodies. Interactive Service Employment and Workplace Identities. Wiley-Blackwell, 25-48.
- Madörin, Mascha 2007: Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze. In: Denknetz (Hg.): Zur politischen Ökonomie der Schweiz. Eine Annäherung. Jahrbuch 2007. Zürich, 141-162.
- 2010: Care-Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In: Bauhardt, Christine/Cağlar, Gülay (Hg.): Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie. Wiesbaden, 81-103
- 2011: Das Auseinanderdriften der Arbeitsproduktivitäten: Eine feministische Sicht. In: Denknetz (Hg.): Gesellschaftliche Produktivität jenseits der Warenform. Jahrbuch 2011. Zürich, 56-70.
- 2017: Überlegungen zur Zukunft der Care-Arbeit. In: Diefenbacher, Hans/Held, Benjamin/Rodenhäuser, Dorothee (Hg.): Ende des Wachstums – Arbeit ohne Ende? Arbeiten in einer Postwachstumsgesellschaft. Marburg, 31-64.
- Nodes, Wilfried/Wohlfahrt, Norbert 2012: Aktuelle Entwicklungen der Produktion Sozialer Arbeit in Deutschland. In: Dahme, Heinz-Jürgen/Wohlfahrt, Norbert (Hg.): Produktionsbedingungen Sozialer Arbeit in Europa (= Soziale Arbeit Aktuell Bd. 19). Baltensweiler, 113-132
- Samuel, Sajay/Dirsmith, Mark W./McElroy, Barbara 2005: Monetized medicine: from the physical to the fiscal. In: Accounting, Organizations and Society 30, 249-262
- Soiland, Tove 2016: A feminist approach to primitive accumulation. In *Rosa Luxemburg – a Permanent Challenge for Political Economy. On the History and the Present of Luxemburg's 'Accumulation of Capital'*, eds. Judith Dellheim, Otto Frieder Wolf, 185-217. London: Palgrave Macmillan

- 2017: New modes of enclosures: A Feminist Perspective on the Transformation of the Social. In *European Social Work – A Compendium*, eds. Fabian, Kessl, Walter Lorenz, Michael Preston-Shoot, Hans-Uwe Otto. Im Erscheinen. (Dt. Fassung unter: Dies. Landnahme der individuellen und sozialen Reproduktion: eine feministische Perspektive auf die Transformation des Sozialen: <http://www.theoriekritik.ch/?p=3180>).
- Strahm, Rudolf 2010: Warum wir so reich sind. Wirtschaftsbuch Schweiz. Bern
- Ziegler, Holger 2006: Evidenzbasierte Soziale Arbeit: Über managerielle PraktikerInnen in neo-bürokratischen Organisationen. In: Schweppe, Cornelia/Sting, Stephan (Hg.): Sozialpädagogik im Übergang. Neue Herausforderungen für Disziplin, Profession und Ausbildung. Weinheim/München, 139-156

Tove Soiland, Rothstrasse 9, CH-8057 Zürich
E-Mail: tove.soiland@bluewin.ch